





**Susanne Hoffmann**

# **Anjou und die Burg der Spiegel**

spiritbooks

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2014 spiritbooks, 70173 Stuttgart

Verlag: spiritbooks, [www.spiritbooks.de](http://www.spiritbooks.de)

Autorin: Susanne Hoffmann

Coverbild: © Fotolia borsvelka

Covergestaltung: [www.oografik.de](http://www.oografik.de)

Druck und Verlagsdienstleister: [www.tredition.de](http://www.tredition.de)

Printed in Germany

ISBN: 978-3-944587-02-8

Handlungen und Personen dieses Romans sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit realen Handlungen oder Personen sind rein zufällig.

Für Axel, der mir hilft, den Himmel auf die Erde zu holen.

Man wird nicht erleuchtet, indem man sich Lichtgestalten vorstellt, sondern indem man sich die Finsternis bewusst macht.

C. G. Jung

Geh nicht nur die glatten Straßen. Geh Wege, die noch niemand ging, damit du Spuren hinterlässt und nicht nur Staub.

Antoine de Saint-Exupéry



## Prolog

Manjana öffnete ihre Augen. Sie hörte von unten ein dumpfes Geräusch. Artru war also schon auf. Nur einen Tag noch, dann würde er wieder auf Handelsreise gehen. Sie seufzte leise, denn sie hatte sich in all den Jahren immer noch nicht damit anfreunden können, längere Zeit ohne ihren Mann in dem abgelegenen Haus zu leben. Immerhin fiel ihr der Abschied leichter, seit Anjou geboren war. Durch die halboffene Tür des Nebenzimmers sah sie auf das zarte Gesicht ihres kleinen Sohnes. Trotz des Rumorens seines Vaters schlief er noch tief und fest. Seine blonden Locken tanzten wie eine Schar ausgelassener Kinder um sein Gesicht. Bald würde er die blauen Augen aufschlagen und seine Wonne würde ihr den Tag, der im Zeichen des Abschieds stand, versüßen.

Er weiß noch nichts von der Düsternis, die alle Menschen zu verschlingen droht, dachte sie. Ihr wurde wieder einmal schmerzlich bewusst, wie wenig sie dem Volk noch helfen konnte.

Seit die Menschen nicht mehr in den Spiegel schauen, dachte Manjana traurig, schrumpfen ihre Seelen im Zwielicht, das weder Licht noch Schatten kennt, zu kleinen,

unscheinbaren, runzeligen Gebilden – verdammt und konserviert für eine unglückliche Ewigkeit. Manjanas Augen füllten sich mit Tränen bei diesen Gedanken und sie schwor sich, alles daran zu geben, dass es ihrem Sohn anders erging. Sie würde ihn persönlich in der hohen Kunst des Spiegeln unterweisen. Anjou würde lernen, wie man in dieses Kleinod blicken musste, um das Oberflächliche zu durchschauen, bis zum Abgründigsten vorzudringen und seine eigene Wahrheit zu schauen. Nur so hatte ihr Sohn die Chance, sich frei von den äußeren Umständen zu entwickeln und erwachsen zu werden. Niemals sollte er vergessen, wer er war, noch sollte er davor Angst haben, seine Lebensaufgabe zu erfüllen. Die tägliche Spiegelschau würde ihn stärken und verhindern, dass er so stumpf und kümmerlich wurde, wie alles Volk es bereits war.

Bei diesen Gedanken glitt ihr Blick zu dem silbrigen Oval, das rechts neben ihrem Bett an der Wand hing. Seine Oberfläche schimmerte weich und ein sanfter Schein strahlte zu ihr herüber. Für Manjana war der tägliche Blick in dieses wundervolle Kleinod längst zu einem unverzichtbaren Ritual geworden. Jeden Morgen, wenn Anjou noch schlief, öffnete sie sich für die Kraft des Spiegels. Eine Kraft, die für sie vergleichbar war mit dem unschuldigen Lachen eines Kindes. Manjana seufzte schwer, denn das letzte Lachen dieser Art war hierzulande schon lange verklungen. Ihre sonst glatte Stirn legte sich in Falten. Es stand schlimm um ihr Volk. Im ganzen Land herrschte eine Art Zwielight, das die Sonne verschleierte und auf

den Gemütern lastete. Die Atmosphäre wirkte bedrückend und Manjana wunderte es nicht, dass unter diesen Umständen immer weniger Kinder geboren wurden.

„Hilf uns, Manjana“, hatte der Stadtältestenrat sie wieder und wieder gebeten, wenn ein Kind früh verstarb. Jedes Mal war sie voller Mitgefühl zu den Betroffenen geeilt. Immer war ihr erster Rat gewesen, in den Spiegel zu blicken, um klarer zu sehen und Erkenntnisse zu erlangen, die das Schmerzliche würden wandeln können, aber davon wollte niemand etwas wissen. Stattdessen musste Manjana mit ansehen, dass die Spiegel zunehmend blinder wurden. Ihre Oberflächen wurden so trübe wie die Gemüter ihrer Besitzer. Wie innen, so außen, dachte Manjana. Sie haben vergessen, wer sie eigentlich sind. Weil sie nicht mehr in ihre Spiegel schauen, haben sie den Kontakt zu ihrer Seele verloren und ihr kostbarstes Gut gesperrt wie einen räudigen Hund. Manjana seufzte leise. Was für eine Ironie des Schicksals, dass ihre Familiengeschichte mit dazu beigetragen hatte, dass es soweit gekommen war. Seit jenen unseligen Ereignissen mit ihrer älteren Schwester, nistete Angst in den Herzen der Menschen.

Manjana zog die Bettdecke hoch bis ans Kinn. Nicht auszudenken, auf was das hinauslief. Sie dachte dabei in erster Linie an Anjou. Sie schaute erneut zu ihrem kleinen Sohn. Ihre Lider flatterten nervös und suchten Halt an den fein gedrehten Gitterstäben seines Kinderbettes, die den Dreijährigen davor bewahren sollten, im Schlaf aus dem Bett zu kullern. Eine Sicherheit, die trog, zumin-

dest in Bezug auf Anjous Leben. Das hatte äußere Sicherheit so an sich. Manjanas Augen füllten sich mit Tränen. Sicherheit musste von innen kommen, nur dann hatte sie Bestand. Mit diesem Grundsatz wollte sie Anjou als Erstes vertraut machen. Es würde nicht mehr lange dauern, dann musste Anjou sich mit Gleichaltrigen auseinandersetzen. Spätestens, wenn er zur Schule kam, würden es alle merken. Schon seine helle Haut und seine Haare, die an das satte Gelb reifer Zitronen erinnerten, unterschieden ihn von den anderen Kindern, die hierzulande wie alle Menschen dunkle Haare hatten. Wenn sie dann auch noch merkten, wie feinsinnig er war, würden sie auf seinen Gefühlen herumtrampeln wie auf einem lästigen Insekt. Zum ersten Mal seit langer Zeit verspürte Manjana Hilflosigkeit. Was, wenn sie ihn nicht so gut beschützen konnte, wie sie es sich wünschte? Was, wenn trotz aller Spiegelschau etwas geschah, auf das sie keinen Einfluss nehmen konnte? Wenn alle Menschen sich weiter weigerten, in den Spiegel zu blicken, wäre nicht nur Anjou gefährdet, es könnte auch den Untergang ihres ganzen Volkes zur Folge haben. Manjana schauderte unwillkürlich. Sie strich sich über die Stirn, als wollte sie ihre dunklen Gedanken verscheuchen.

So weit durfte sie es nicht kommen lassen. Noch gab es wenigstens einen Spiegel, dessen Oberfläche immer noch glänzte – ihr eigener. Der Spiegel würde ihr helfen, ihre nächste Aufgabe klarer zu sehen. Manjana schlug die Decke zur Seite, erhob sich leise und setzte sich auf den Schemel direkt vor das silbrige Oval. Zuversichtlich blick-

te sie auf die Oberfläche. Sie war bereit, sich der ganzen Wahrheit zu stellen und würde es wagen, tiefer zu schauen als jemals zuvor. Vielleicht kam sie bis zur Großen Vision. Sie seufzte. Sie kannte nur eine Person, die das bisher geschafft hatte: ihre um Jahre ältere Schwester. Damals war es um Leben und Tod gegangen, nur deshalb hatte sie in die Große Vision eintauchen können. Sie spürte ein Kribbeln vor dem Spiegel. Wenn sie heute die Große Vision schaute, würde es ebenfalls um Leben und Tod gehen, nur dass in diesem Falle ein ganzes Volk im Sterben lag und nicht ein einzelnes Kind. Sie stand jetzt genau an dem Punkt, wo auch ihre Schwester einst gestanden und wo jeder, der sich regelmäßig spiegelte, auch irgendwann stehen würde: an einer Schwelle. Einer Schwelle zu einer Entwicklung, die nicht nur ihr Leben, sondern auch das ihres Umfeldes, sogar ihres ganzen Volkes tief greifend verändern konnte. Manjana atmete tief durch. Was immer sie schauen würde, sie war bereit.

Sie blickte in den Spiegel. Ließ ihren Blick weit werden. Und unscharf. Die Oberfläche des Spiegels verschwamm zu einer nebulös-wabernden Masse. Manjana wusste, dass es nichts weiter zu tun gab. Sie brauchte sich nur anzuschauen und gelassen abzuwarten. Seit nunmehr dreißig Jahren vollzog sie dieses morgendliche Ritual und ihre feinen Gesichtszüge mit den klaren, blauen Augen waren ihr wohlvertraut. Das Wahrnehmen der eigenen Gesichtszüge war ein guter Einstieg, um tiefer blicken zu können. Im Laufe der Zeit hatte sie dabei gelernt, immer schneller zum Wesentlichen zu gelangen. Deshalb kam es

ihr auch so merkwürdig vor, dass sie heute ungewöhnlich lange brauchte, um sich der Schau zu öffnen. Auch erschien ihr eigenes Spiegelbild matter als sonst. Sie versuchte, sich noch mehr einzulassen, sich noch mehr in sich selbst hinein zu entspannen, aber es fiel ihr schwer, fokussiert zu bleiben. Sie konzentrierte sich deshalb erst einmal nur auf ihre Augen. Dieser kleine Trick half ihr, das Oberflächliche auch heute hinter sich zu lassen. Das Wirkliche lag tiefer, viel tiefer. Einen Moment lang glaubte sie etwas Dunkles in ihrem Blick zu sehen. War da ein Schatten? Spürte sie Angst? Wovor? Vor ihrer eigenen Wahrheit? Die hatte sie doch noch nie geschreckt. Im Gegenteil: Sie hatte es immer als sehr hilfreich empfunden, mit der eigenen Wahrheit in Berührung zu kommen. Manjana merkte, wie sie wieder abschweifte. Sie mahnte sich erneut zur Konzentration und versuchte, sich noch tiefer in den Schimmer ihrer Augen zu versenken. Gleichzeitig wünschte sie sich aus tiefstem Herzen, die Wahrheit zu erfahren. Über dieses wunderbare Zusammenspiel von klarer Absicht und entschiedenem Willen verging jede Angst, und der Widerstand, der sie an der Oberfläche halten wollte, schmolz. Manjana tauchte tiefer als jemals zuvor und überschritt die Schwelle. Wie ein Vorhang, der sich für den nächsten Akt des Lebens öffnet, enthüllte der Spiegel ihr das Kommende, die wahrscheinliche Zukunft: Manjana befand sich auf dem Marktplatz, mitten in der Stadt. Alles Zwielflicht war verschwunden und die Sonne stand hoch. Eigentlich hätte sie darüber erleichtert sein sollen, denn nichts anderes hatte sie sich gewünscht: Dass

die Sonne wieder ungehindert ihr warmes Licht verschenkte und das Licht den Menschen die Gemüter erhellte. Stattdessen spürte sie einen Druck auf der Brust. Irgendetwas stimmte nicht, ganz und gar nicht. Der Schein trügt, dachte Manjana beunruhigt. Sie beobachtete um sich herum ein seltsames Treiben. Menschen aus der Stadt kamen und gingen. Ihr Ziel war ein alter Karren am Rande des Marktplatzes, auf dem bereits ein Haufen in Decken gehüllter Gegenstände verschiedenster Form und Größe lagen. Gerade kam Martok, der Vorsitzende vom Stadtältestenrat, in Sicht. Er trug auf seinen breiten Schultern ebenfalls ein in Decken gehülltes Etwas, das den anderen Gegenständen ähnlich schien. Manjanas Unbehagen wuchs. Ein Stapel Bilder war das nicht, was sich da in einiger Entfernung vor ihr erhob. Die Menschen hatten schon lange aufgehört, dem Schönen künstlerisch Ausdruck zu verleihen. Als Martok seinen Gegenstand hoch hob, um ihn auf den Karren zu legen, rutschte die Decke beiseite und gab einen Spiegel frei. Manjana schluckte. Schlagartig wurde ihr klar, was hier vorging. Die Menschen hatten nicht nur aufgehört, in die Spiegel zu blicken, sie waren im Begriff, das Kostbarste, was ein Mensch besitzen kann, auf einen alten Karren zu werfen.

„Martok, nein!“, wollte Manjana laut ausrufen, aber ihre Stimme gehorchte ihr nicht.

Bevor der Spiegel flach zu liegen kam, erhaschte Manjana einen Blick auf dessen Oberfläche. Sie war nicht mehr silbrig, sondern milchig-trüb. Wie ein erblindetes Auge, dachte sie. So weit war es also schon gekommen.

Sie tragen ihre Macht buchstäblich zu Markte und merken es nicht einmal, dachte Manjana entsetzt. An dieser Tatsache änderte auch das Sonnenlicht nichts. Manjana fing an zu zittern. Der Karren war bereits voll und es war offensichtlich, dass er nicht mehr lange hier stehen würde. Die Deichsel war schon ausgeklappt und wartete darauf, angehängt zu werden. Aber wer hatte ihn überhaupt hierher gebracht? Manjana hörte ein leises Scheppern hinter sich. Es klang, als würden zwei Blechschalen aneinanderreiben. Unwillkürlich hielt sie den Atem an. Sie ahnte, dass dieses Geräusch von etwas verursacht worden war, das zu den seltsamen Vorgängen maßgeblich beitrug. Eine unheimliche Präsenz ging davon aus. War deshalb das Zwielficht so plötzlich verschwunden? Aber zu welchem Preis?

„Ihr zwei da! – Den Karren! Aus der Stadt damit! Dann holt die Frau!“ Hohl hämmerte eine Stimme hinter ihr in das geschäftige Treiben. Manjana sah, wie Martok und der Stadtbote Jonuk sich diensteilig anschickten, um den Befehlen zu folgen. Eine mächtige Gestalt schob sich in ihr Blickfeld und verdunkelte die Sonne. Hoch zu Ross ragte sie vor ihr auf. Manjana erschrak, als sie die Gestalt erkannte: Der Schwarze Ritter!

Waren die Menschen tatsächlich so dumm, zu glauben, ihre Probleme würden dadurch gelöst, dass sie ihm ihre Spiegel überließen und ihm eine Frau aus ihren Reihen überstellten wie ein Stück Vieh? Manjana schüttelte verzweifelt den Kopf. Wie kurzsichtig. Und wie grausam.

„Lasst Euch nicht auf diesen Handel ein!“, wollte Man-

jana ihnen zurufen, doch wieder drang kein Laut über ihre Lippen.

„Neeeiin!“, schrie sie stumm und fühlte sich ohnmächtiger als je zuvor. „Ihr verhökert Euer Seelenheil!“

Manjana zuckte zusammen. Ein lautes Hämmern drang in ihr Bewusstsein und riss sie aus ihrer Spiegelvision. Das wummernde Geräusch kam von unten. Jemand verlangte unmissverständlich nach Einlass. Manjanas Herz schlug bis zum Hals. Ihr schwindelte. Noch nie war sie so abrupt beim Spiegeln unterbrochen worden. Im Nebenzimmer weinte Anjou. Mühsam erhob sie sich und ging zu ihrem kleinen Sohn. Der Besucher musste warten. Artru war zwar unten, aber so kurz vor der Abreise überließ er Manjana alle häuslichen Pflichten, um in seiner Werkstatt die letzten Schuhe für die Handelsreise fertig zu stellen.

„Schsch, ist ja gut, Mami ist hier.“ Mit einem leichten Zittern strich Manjana Anjou über den Kopf, so lange, bis er sich beruhigt hatte. Erst dann wich sie von der Seite ihres Sohnes, warf sich einen Morgenmantel über und ging hinunter ins Erdgeschoss, um den drängenden Schlägen an der Haustür nachzugeben und zu öffnen.

„Martok schickt mich“, sagte Jonuk, der Stadtbote, schlicht.

„Ich wünsche Ihm auch einen lichten Tag.“ Noch während Manjana die höfliche Grußformel von den Lippen ließ, wurde ihr bewusst, welche Ironie in diesen Worten steckte. Jonuk ratterte ungerührt weiter: „Die Dürsterkrankheit hat wieder zugeschlagen. Diesmal hat sie eine ganze Familie dahingerafft. Einfach weggedämmert. Der

Stadtältestenrat tagt außerordentlich. Man wünsche, dass Sie dabei sei. Sie möge so schnell wie möglich ins Rathaus kommen.“ Letzteres klang weniger nach einer Bitte, denn nach einem Befehl.

„Ich komme, sobald ich kann. Wer’s eilig hat, der stolpert nur“, antwortete Manjana mit fester Stimme.

Jonuk senkte den Blick und nickte. Dann drehte er sich um und ging. Fast fluchtartig verließ er das Grundstück. Manjana schloss die Tür und stieg nachdenklich die Treppe hoch, um sich von ihrem Sohn zu verabschieden.

Es war das erste Mal, dass sie zu einer Ratssitzung gerufen wurde. Die Angst musste groß sein, wenn sie nach ihr schickten. Vielleicht konnte sie diesmal mehr erreichen, als bisher. In großer Not sind Menschen leichter zu bewegen. Möglicherweise konnte sie das Schlimmste doch noch verhindern. Als sie den oberen Treppenabsatz erreichte, kam ihr Anjou schon entgegen. Mit weinerlicher Kinderstimme wiederholte ihr Sohn: „Mami nicht gehen, Mami nicht gehen.“ Er hatte den kurzen Wortwechsel zwischen Manjana und Jonuk offenbar gehört. Dicke Kullertränen rollten über seine geröteten Wangen, und als Manjana vor ihm in die Hocke ging, umklammernten seine kleinen Hände ihre Hand, als wäre sie ein übergroßer Rettungsring.

„Mami kommt doch bald wieder“, versuchte Manjana ihren Sohn zu trösten, doch der weinte nur umso lauter.

„Die Menschen in der Stadt sind in großer Not. Ich will versuchen, ihnen zu helfen“, erklärte Manjana geduldig. „Geh zu Papa in die Werkstatt. Ich komme so schnell es

geht wieder. Versprochen.“ Manjana ließ ihre Stimme betont leicht klingen, wie um sich selbst den Abschied zu erleichtern. Dann löste sie ihre Hand aus der von Anjou und verließ kurz darauf das Haus. Ihre Gedanken kreisten auf dem Weg in die Stadt so schnell, wie ihre Füße sie vorwärts trugen. Die Menschen waren dabei, endgültig im Nebel von Selbstvergessenheit und Unbewusstheit zu versinken und der Schwarze Ritter war im Anmarsch. Gegen das, was ihr die Große Vision offenbart hatte, erschien ihr sogar die Dusterkrankheit noch harmlos. Die Krankheit hatte nur den Tod zur Folge, aber Unbewusstheit ging viel weiter. Sie reichte weit über den Tod hinaus. Endlos weit. Deshalb durfte sie keine Sekunde mehr verlieren, um die Weichen für einen anderen Weg zu stellen. Manjana hielt geradewegs auf die Stadt zu. Beschleunigte ihre Schritte, spürte kaum den Biss der Kälte im Gesicht. Sie dachte an ihre Vision. Was konnte sie tun, um das Geschaute abzuwenden? Noch war alles möglich. Manjana rannte jetzt fast. Beugte ihr Haupt in den eisigen Wind, als wollte sie mit dem Kopf eine unsichtbare Wand teilen.

Atemlos erreichte Manjana die Stadt und eilte über den gepflasterten Marktplatz am Brunnen vorbei direkt zum Rathaus. Herrisch überragte es alle anderen Häuser, die schmal, klein und krumm links und rechts an ihm klebten wie wehleidige Zicklein. Ihre Fassaden bröckelten und an den spitzen Dächern hingen die Dachrinnen schlapp herunter. Der nächste große Regen würde sie zu breiten Wasserfällen machen. Für Manjana spiegelte das äußere Stadtbild nur das Innenleben ihres Volkes wider. Wie in-

nen, so außen, dachte sie erneut und war froh, als sie endlich vor der dunklen Eichentür des Rathauses stand. Bevor sie jedoch an dem abgegriffenen Messingknopf drehen konnte, wurde die Tür von innen aufgezogen.

„Sie hat sich Zeit gelassen.“ Martok, der Stadtälteste, wirkte so angespannt wie schon zuvor sein Bote Jonuk.

„Ihm auch einen lichtvollen Tag“, antwortete Manjana freundlich und ging schnell an dem Stadtältesten vorbei in Richtung des großen Sitzungssaales, der am Ende eines langen, dunklen Flures lag. Sie hörte die Eingangstür ins Schloss fallen, dann folgte ihr Martok lautlos. Manjana konnte seinen Blick in ihrem Rücken körperlich spüren. Eine Gänsehaut kroch ihren Rücken hinauf. Er hat Angst, dachte sie. Alle haben Angst. Das würde ihre Aufgabe erschweren. Angst machte Menschen unberechenbar. Sie verführte zu sinnfreiem Handeln, das in der Regel darin gipfelte, für das eigene Elend einen Sündenbock im Außen zu suchen. Manjana hatte die schwere Doppeltür am Ende des Flures erreicht. Sie bestand wie die Eingangstür aus Eichenholz. Laute Stimmen drangen dumpf durch das dunkle Holz. Sie straffte ihre Schultern. Wenn sie es jetzt nicht schaffte, den Rat davon zu überzeugen, wie wichtig es war, sich wieder zu spiegeln, würde der Schwarze Ritter leichtes Spiel haben. Manjana schluckte. Martok, der stumm neben sie getreten war, öffnete ihr auch diesmal die Tür.

Als sie über die Schwelle trat, wurde es augenblicklich still. Sieben glanzlose männliche Augenpaare richteten sich auf sie. Ihr kam es so vor, als bäugten sie misstrau-

isch ein seltenes Exemplar einer anderen Spezies, das sich Zutritt in ihr Allerheiligstes verschafft hatte.

„Einen lichtvollen Tag“, brach Manjana das Schweigen und nickte in die gespannte Runde.

„Wir grüßen Sie“, antworteten Einzelne, andere schwiegen. Die meisten hatten die Arme über der Brust verschränkt und saßen weit zurückgelehnt auf ihren Stühlen.

Sie brauchen mich und nur deshalb sprechen sie überhaupt mit mir, dachte Manjana. Misstrauische Blicke, wohin sie auch schaute. Egal, was ich tue, sie werden mich nicht als Ihresgleichen akzeptieren. Sie merkte, wie ihr Blick unscharf wurde. Konzentriere dich auf das Wesentliche, mahnte sie sich selbst. Sentimentalitäten konnte sie sich nicht erlauben.

„Ihr habt mich rufen lassen. Was wünscht Ihr von mir?“, fragte Manjana, um ein wenig Zeit zu gewinnen. Im Grunde kannte sie die Antwort bereits.

„Helfe Sie uns mit Ihrer Heilkraft. Befreie Sie uns von der Dusterkrankheit.“ Martok hatte seinen Platz an der gegenüberliegenden Stirnseite eingenommen und blickte bei diesen Worten Manjana offen ins Gesicht. Eine seltene Geste in diesen Reihen.

„Meine Heilkraft“, erwiderte Manjana, „ist nichts anderes als Annahme und Mitgefühl. Beides wird aber nicht ausreichen, um eine Katastrophe zu verhindern, die bald über alle hereinbricht, wenn Ihr nicht bereit seid, Eure Haltung zum Spiegeln zu verändern.“

„Wie kann Sie es wagen, uns zu drohen?“ Ein älterer

Mann, den Manjana nicht näher kannte, war aufgesprungen. Andere Stimmen knurrten durch den Saal. Manjana blickte auf eine Mauer sich rötender Gesichter. Plötzlich kam sie sich vor wie ein Schaf unter Wölfen. Wenn sie jetzt noch etwas erreichen wollte, musste sie die Flucht nach vorn antreten. Sie machte einen weiteren Schritt in den Raum hinein und reckte ihr Kinn wie um sich selbst zu bestärken.

„Seht Ihr denn nicht, dass nicht ich Euer Feind bin, sondern Ihr selbst? Merkt Ihr denn nicht, dass Ihr Euch immer mehr in lebende Tote verwandelt, wenn Ihr aufhört, Euch auf das Wesentliche in Eurem Leben zu besinnen? Seid Ihr wirklich schon so blind, dass Ihr nicht sehen wollt, dass das Heil nicht bei mir zu finden ist, sondern nur bei Euch selbst?“

„Sie überlege gut, was Sie sage“, Martoks Stimme klang rau. Sein Kiefer mahlte. Sieben Augenpaare sprühten Funken. Manjana machte noch einen Schritt auf die Anwesenden zu. Sie stand jetzt fast auf gleicher Höhe der zu einem U geformten Tische. Saurer Schweiß stach ihr in die Nase. Manjana fiel das Atmen schwer, aber nichts konnte sie mehr davon abhalten, zu sagen, was zu sagen war.

„Es gibt nur eins, was Euch wirklich helfen kann“, erhob sie erneut die Stimme, „Ihr müsst wieder in die Spiegel schauen.“ Jetzt war es raus – unmissverständlich.

Alle Männer, die bis jetzt noch gesessen hatten, schnellten von ihren Stühlen. Es rummste, als ein Stuhl dabei auf den Boden kippte.